

# literatur für leser:innen

# 20

# 1

43. Jahrgang

## Inhaltsverzeichnis

In eigener Sache/Vorstellung des neuen  
Herausgeber:innen-Teams/Unser Selbstverständnis

Bernhard Spies · Warum und wozu es *literatur für  
leser:innen* gab und immer noch gibt. Ein Blick  
in die Historie eines literaturwissenschaftlichen  
Periodikums

Felix Lempp/Antje Schmidt/Jule Thiemann ·  
Poetische Taxonomien. Un/Geordnete Begegnun-  
gen zwischen Pflanzen, Menschen und Tieren  
in Lyrik und Prosa der Gegenwart

Jörg Petersen · „Ergebt euch doch, ergebt euch  
einander“. Thomas Harlans Hiob-Rezeption

Justin Mohler · Contagious Becomings: Carmen  
Stephan's *Mal Aria*

Carsten Jakobi · „Einem Blutbade entgiengen sie,  
um in ein andres zu gerathen“ – Zirkuläres  
Erzählen in Voltaires *Candide* und in  
Johann Carl Wezels *Belphegor*



PETER LANG

# Inhaltsverzeichnis

In eigener Sache _____	1
Vorstellung des neuen IJI Herausgeber:innen-Teams _____	3
Unser Selbstverständnis _____	11
<b>Bernhard Spies</b>	
Warum und wozu es <i>literatur für leser:innen</i> gab und immer noch gibt.	
Ein Blick in die Historie eines literaturwissenschaftlichen Periodikums _____	13
<b>Felix Lempp/Antje Schmidt/Jule Thiemann</b>	
Poetische Taxonomien. Un/Geordnete Begegnungen zwischen Pflanzen, Menschen und Tieren in Lyrik und Prosa der Gegenwart _____	17
<b>Jörg Petersen</b>	
„Ergebt euch doch, ergebt euch einander“.	
Thomas Harlans Hiob-Rezeption _____	39
<b>Justin Mohler</b>	
Contagious Becomings: Carmen Stephan's <i>Mal Aria</i> _____	57
<b>Carsten Jakobi</b>	
„Einem Blutbade entgiengen sie, um in ein andres zu gerathen“ –	
Zirkuläres Erzählen in Voltaires <i>Candide</i> und in Johann Carl Wezels <i>Belphegor</i> ____	73

## literatur für leser:innen

herausgegeben von:	Keith Bullivant, Ingo Cornils, Serena Grazzini, Carsten Jakobi, Frederike Middelhoff, Bernhard Spies, Christine Waldschmidt, Sabine Wilke
Peer Review:	literatur für leser:innen ist peer reviewed. Alle bei der Redaktion eingehenden Beiträge werden anonymisiert an alle Herausgeber:innen weitergegeben und von allen begutachtet. Jede:r Herausgeber:in hat ein Vetorecht.
Verlag und Anzeigenverwaltung:	Peter Lang GmbH, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Gontardstraße 11, 10178 Berlin Telefon: +49 (0) 30 232 567 900, Telefax +49 (0) 30 232 567 902
Redaktion der englischsprachigen Beiträge:	Dr. Sabine Wilke, Professor of German, Dept. of Germanics, Box 353130, University of Washington, Seattle, WA 98195, USA wilke@u.washington.edu
Redaktion der deutschsprachigen Beiträge	Prof. Dr. Ingo Cornils, Professor of German Studies, School of Languages, Cultures and Societies, University of Leeds, Leeds LS2 9JT, UK i.cornils@leeds.ac.uk
Erscheinungsweise:	3mal jährlich (März/Juli/November)
Bezugsbedingungen:	Jahresabonnement EUR 54,95; Jahresabonnement für Studenten EUR 32,95; Einzelheft EUR 26,95. Alle Preise verstehen sich zuzüglich Porto und Verpackung. Abonnements können mit einer Frist von 8 Wochen zum Jahresende gekündigt werden. Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, Vortrag, Funk- und Fernsehsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – bleiben vorbehalten.

PETER LANG



Die Online-Ausgabe dieser Publikation ist Open Access verfügbar und im Rahmen der Creative Commons Lizenz CC-BY 4.0 wiederverwendbar. <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

## Poetische Taxonomien. Un/Geordnete Begegnungen zwischen Pflanzen, Menschen und Tieren in Lyrik und Prosa der Gegenwart

### Abstract

Der Beitrag umreißt an Beispielen aus den Schriften Carl von Linnés und Michel Foucaults theoretische Konzeptualisierungen taxonomischer Klassifikationen zwischen Ordnungsanspruch und systeminhärenten Widersprüchen und konturiert so die spezifisch *poetischen* Potenziale der Taxonomie als literarischer Form und Verfahrensweise. Ausgehend von diesen Vorüberlegungen beschreibt er sodann am Beispiel von Lola Randls Roman *Der große Garten* (2019) und Mara-Daria Cojocarus Lyrikband *Buch der Bestimmungen* (2021) die Spezifika einer Poetik der Taxonomie: Durch Aneignung und Subversion naturwissenschaftlicher Schreibformen inszenieren poetische Taxonomien in der Gegenwartsliteratur am Rand der Ordnungen und im Kollabieren etablierter Kategorien enthierarchisierte Begegnungen zwischen Pflanze, Mensch und Tier.

*Der Dichter ist der Taxonom des Unbestimmten.*  
Marion Poschmann

### 1. Taxonomie – Fantasie – Poesie: Einführende Überlegungen

Viele der Skizzen, die der britische Meister der Nonsense-Literatur Edward Lear in seiner 1889 erschienenen *Nonsense Botany* versammelt, fordern einen zweiten Blick heraus – und reizen dann zum Lachen:



Illustrationen aus Edward Lears *Nonsense Botany* (1889)<sup>1</sup>

1 Edward Lear: *Nonsense Botany, and Nonsense Alphabets, Etc. Etc.* London 1889, S. 18; 21; 38.

Die Abbildungen bestehen jeweils aus der schematischen Zeichnung eines Blütenstands sowie einer Bildunterschrift, die die Bestimmung der dazugehörigen Pflanze nach Art der binären Nomenklatur vornimmt. So weit so gewöhnlich – zeichneten sich die skizzierten Pflanzen nicht in Aussehen und Benennung durch Merkmale aus, die Lears Werk aus der Masse botanischer Bestimmungsbücher herausheben und seine Kategorisierung als *Nonsense Botany* rechtfertigen. Denn Lears Blüten orientieren sich zwar in ihrer Form und Anordnung an denen bekannter Pflanzen wie Sonnenblume, Tulpe oder Nelke. Doch entspringen aus den Stängeln nicht die erwartbaren Kelche mit Stempeln, Staub- und Kronblättern, sondern Menschen, Tiere und Gebrauchsgegenstände. Damit nicht genug greift auch die binäre Nomenklatur in ihrer Kombination aus Gattungsbezeichnung und Artepitheton die ungewöhnliche Gestalt der skizzierten Pflanzen auf: Sonnenblumenartige Gewächse, deren Krone von gestikulierenden Kleinkindern gebildet werden, sind als „Queeriflora Babyoides“ bestimmt, während die an eine Tulpe erinnernde Blume, zwischen deren Kelchblättern ein Kakadu hervorbricht, entsprechend „Cockatooca Superba“ benannt ist – und eine weitere Pflanze, deren Blüte eine Ansammlung von Uhren bildet, die Chronometer auch im Namen trägt: „Tickia Orologica“.

Aus Lears *Nonsense Botany* lassen sich vor dem Hintergrund des botanischen Wissens der Zeit Rückschlüsse ziehen, die weiter reichen als bis zu ihrem humoristischen Gehalt. Denn die Tatsache, dass der in den Skizzen fiktiver Pflanzen angelegte Witz zur Zeit der Publikation des Buchs verstanden wird, gibt einen Hinweis auf die Verbreitung botanischen Wissens innerhalb der gebildeten Bürgerschichten am Ende des 19. Jahrhunderts: Nicht nur für den englischsprachigen Raum, sondern auch für Deutschland lässt sich eine Popularisierung naturwissenschaftlicher Wissensbestände nachweisen,<sup>2</sup> bei der das Interesse an der Botanik eine besondere Rolle spielt, wie beispielsweise die gesamteuropäische Faszination für die ‚Blumensprache‘ als florales Kommunikationssystem belegt.<sup>3</sup> Reizen Lears monströse Mischwesen aus Pflanzen, Tieren, Menschen und Dingen schon als Illustrationen zum Lachen, fügt die augenzwinkernde Instrumentalisierung der von Carl von Linné in seiner *Species Plantarum* (1753) begründeten binären Nomenklatur in den Bildunterschriften dem Witz noch eine weitere, wissenshistorische Ebene hinzu.<sup>4</sup>

2 Vgl. allgemein zur Popularisierung der Naturwissenschaften in der deutschen Öffentlichkeit des 19. Jahrhunderts Andreas W. Daum: Naturwissenschaft und Öffentlichkeit in der deutschen Gesellschaft. Zu den Anfängen einer Populärwissenschaft. In: *Historische Zeitschrift* 267/1998, S. 57–90; ders.: *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit, 1848–1914*. Ergänzte 2. Aufl., München 2002. Für die Grundlagen dieser Entwicklung schon im 18. Jahrhundert vgl. Silvia Serena Tschopp: Popularisierung gelehrten Wissens im 18. Jahrhundert. In: *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*. Hrsg. von Richard van Dülmen/Sina Rauschenbach. Köln, Weimar, Wien 2004, S. 469–489.

3 Vgl. Isabel Kranz: The Language of Flowers in Popular Culture and Botany. In: *The Language of Plants. Science, Philosophy, Literature*. Hrsg. von Monica Gagliano/John C. Ryan/Patricia Vieira. Minneapolis 2017, S. 193–214; Andrea Polaschegg: Blumen lesen. Botanische Medienpoetiken des 19. Jahrhunderts. In: *Literaturen und Kulturen des Vegetabilen. Plant Studies – Kulturwissenschaftliche Pflanzenforschung*. Hrsg. von Urte Stobbe/Anke Kramer/Berbel Wanning. Berlin [u.a.] 2022 (= Studies in Literature, Culture, and the Environment, Bd. 10), S. 159–181.

4 Vgl. Carl von Linné: *Species Plantarum* [...]. Stockholm 1753. Vgl. zur binären Nomenklatur auch E. G. Linsley/R. L. Usinger: Linnaeus and the Development of the International Code of Zoological Nomenclature. In: *Systematic Zoology* 8/1959, Nr. 1, S. 39–47; Bettina Dietz: *Das System der Natur. Die kollaborative Wissenskultur der Botanik im 18. Jahrhundert*. Köln, Weimar, Wien 2017; Sebastian Schönbeck: *Die Fabeltiere der Aufklärung. Naturgeschichte und Poetik von Gottsched bis Lessing*. Stuttgart 2020 (= Cultural Animal Studies, Bd. 8), S. 79–120. Vgl. grundlegend zu Carl von Linné Wilfrid Blunt: *Linnaeus. The Compleat Naturalist. Introduction by Professor William T. Stearn* [1971]. London 2004.

Die botanischen Bestimmungen zu Grunde liegende *naturwissenschaftlich-objektive Verfahrensweise*, also die regelgeleitete Beobachtung, Sicherung und Benennung der Pflanzen(merkmale), ist auch in anderer Hinsicht das Muster, mit dem Lears *Nonsense Botany* spielt. Denn nicht nur basiert sie eben erkennbar *nicht* auf empirischen Beobachtungen ‚im Feld‘, sie verbindet mit Pflanzen und Tieren auch programmatisch Reiche von Lebewesen, die Linnés Systematik gerade trennt. Dass naturwissenschaftliche Verfahrensweisen des ‚Botanisierens‘ Vorbild für Lears fantasievolle Zeichen- und Benennungskunst sind, verdeutlicht der Autor auch in einem kurzen Vorwort, das er den ansonsten (bis auf die binäre Nomenklatur) ohne Text stehenden Bildern vorausschickt. Dort weist er die Skizzen als Werk eines gewissen „Professor Bosh“ aus, der in ihnen umfangreiche Feldexpeditionen auswerte: „All the new Flowers are found in the Valley of Verrikwier, near the lake of Oddgrow, and on the summit of the Hill Orfeltugg“:<sup>5</sup> Zur fiktionalen Nomenklatur gesellt sich die fiktive Topografie, in der die Exponate der *Nonsense Botany* mittels ebenso fiktiver Feldforschung aufgefunden werden können.

Lear zitiert und persifliert auf diese Weise also Formen und Verfahrensweisen, die seit Carl von Linné botanische Wissensproduktion strukturieren. Diese lassen sich als *taxonomisch* bezeichnen – ein Begriff, der 1813 durch den Botaniker Augustin-Pyrame de Candolle eingeführt wurde und der sich schnell in verschiedenen naturwissenschaftlichen Disziplinen verbreitete.<sup>6</sup> Ausgangspunkt der Taxonomie als Konzept ist die Annahme, dass die Natur eine klassifizierbare Ordnung aufweist, die vom Menschen durch genaue Beobachtung erschlossen werden kann. Auf Grundlage dieser Beobachtungen lassen sich Gruppen von Organismen eindeutig beschreiben, unterscheiden sowie einander über- und unterordnen. Die sich aus taxonomischen Klassifikationsverfahren ergebenden *Hierarchisierungen* erschaffen und stützen so nicht nur Wissen, sondern strukturieren auch den erschließenden Zugriff auf ‚(Um-)Welt‘. Edward Lears *Nonsense Botany* erlaubt in diesem Zusammenhang zwei für unsere folgenden Überlegungen entscheidende Beobachtungen: Sie zeigt, erstens, dass taxonomische Formen und Verfahrensweisen der Beobachtung, unterscheidenden Beschreibung und Benennung schon kurze Zeit nach ihrer Etablierung im 18. Jahrhundert über den Kreis der professionellen Botaniker:innen und Zoolog:innen hinaus bekannt sind – denn nur das, was als geläufig vorausgesetzt werden kann, ist persiflierbar. Daran anschließend beweist das Beispiel der *Nonsense Botany*, zweitens, dass derartige naturwissenschaftliche Taxonomien schon früh Gegenstand einer subversiven und parodistischen künstlerischen Aneignungspraxis sind, in der gerade die Grenzen und Hierarchien, die taxonomische Verfahrensweisen etablieren, hinterfragt, aufgebrochen und ad absurdum geführt werden.

Tatsächlich steht die Taxonomie in einem besonderen Verhältnis zur Fantasie: Verspricht sie einerseits durch objektive Verfahrensweisen die Herstellung eines intersubjektiv vermittelbaren Wissenssystems, das zunächst nicht auf Einfallsreichtum, sondern genauer Beobachtung beruht, verweisen Taxonom:innen wie der Biologe Michael Ohl in seinem gleichnamigen Buch auf die Taxonomie auch als eine *Kunst der Benennung*. In dieser ist der/die Benennende immer wieder aufgefordert, „ganz persönliches

<sup>5</sup> Lear: *Nonsense Botany*, S. 5.

<sup>6</sup> Vgl. Augustin-Pyrame de Candolle: *Théorie élémentaire de la botanique*. Paris 1813. Vgl. weiterhin Georg Toepper: Taxonomie. In: Ders.: *Historisches Wörterbuch der Biologie. Geschichte und Theorie der biologischen Grundbegriffe*. Bd. 3: *Parasitismus – Zweckmäßigkeit*. Stuttgart 2011, S. 469–493.

„Bauchgefühl“ einfließen“<sup>7</sup> zu lassen: „Hier ist Fantasie gefragt, denn jetzt kann der Wissenschaftler die recht strikt begrenzten Pfade der reinen Wissenschaft verlassen und seinen Vorlieben und Neigungen frönen.“<sup>8</sup> In dieser Sichtweise erscheint also die regelgeleitete biologische Benennungspraxis nicht nur als zentrales taxonomisches, sondern auch als *poetisches* Verfahren.<sup>9</sup> Verbinden sich so in der Arbeit von Taxonom:innen wissenschaftliche Präzision und poetische Kreativität, lässt sich auch die umgekehrte Beobachtung machen: So profitierte beispielsweise Albrecht von Hallers naturkundlich-anthropologische Dichtung von den medizinischen und biologischen Untersuchungen des Autors und für die frühe Weimarer Zeit Johann Wolfgang von Goethes ist überliefert, dass er beim Nachdenken und Dichten über Pflanzen eine Ausgabe von Linnés *Systema Naturae* (1735) in der Tasche trug.<sup>10</sup> Wenn also die Untersuchung der Verflechtungsgeschichte von biologisch-taxonomischen Verfahrens- und literarischen Schreibweisen auch für die Literatur des 18. oder 19. Jahrhunderts Erfolg verspräche, verfolgen wir das Phänomen doch in einer anderen Epoche: Denn auch in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur fällt seit der Jahrtausendwende (mit einem rasanten Anstieg der Publikationen um die Mitte der 2010er-Jahre) auf, wie oft sich Autor:innen an taxonomischen Formen und Verfahrensweisen orientieren.<sup>11</sup> Levin Westermanns *Ovibos moschatus* (2020), Judith Schalanskys *Verzeichnis einiger Verluste* (2018) und Christine Wunnickes *Die Kunst der Bestimmung* (2005) zeigen exemplarisch, dass sich Praktiken des Bestimmens, Aufzeichnens und Benennens teils in die Titel entsprechender Texte einschreiben; Werke wie Klaus Modicks jüngst neu aufgelegtes literarisches Debüt *Moos* (1984/2021), Verena Stauffers *Orchis* (2018) oder Marion Poschmanns „Moosgarten, ein Ready-Made“ (2016) nutzen taxonomische Verfahrensweisen bei der Gestaltung ihres literarischen Zugriffs auf Natur und Umwelt. Poschmann ist es auch, die sich die *Kunst der Unterscheidung* als Thema ihrer Antrittsvorlesung zur Thomas-Kling-Poetikdozentur 2015 wählte und in der Rede von *poetischen Taxonomien* entsprechende Formen und Verfahrensweisen poetologisch ausdeutet.<sup>12</sup>

Im Folgenden greifen wir Poschmanns Konzept der poetischen Taxonomie analytisch auf und fragen aus der Perspektive des Ecocriticism nicht nur nach „literarischen

7 Michael Ohl: *Die Kunst der Benennung*. Berlin 2015, S. 38.

8 Ebd., S. 66.

9 Vgl. zur Poetik botanischer Benennungspraktiken schon bei Carl von Linné Isabel Kranz: Zur Poetik der Pflanzennamen in der Botanik: Carl von Linné. In: *Poetica* 50/2019, S. 96–118.

10 Vgl. Heinrich Detering: „Zuerst war ich ein Kraut“: Botanische Anthropologie bei Haller, Brockes und Linné. In: *Literaturen und Kulturen des Vegetabilen. Plant Studies – Kulturwissenschaftliche Pflanzenforschung*. Hrsg. von Urte Stobbe/Anke Kramer/Berbeli Wanning. Berlin [u.a.] 2022 (= *Studies in Literature, Culture, and the Environment*, Bd. 10), S. 253–262; Tove Holmes: „Beweglich und bidsam“: Goethe, Plants, and Literature. In: *literatur für leser* 40/2017, H. 2, S. 91–105, hier S. 92.

11 Dass dieser Startzeitpunkt ungefähr dem entspricht, den Gabriele Dürbeck, Simon Probst und Christoph Schaub für den Beginn „eines sich selbst bewussten Anthropozän“ und seiner Reflexion in der Literatur vorschlagen, ist sicherlich kein Zufall. Vgl. dies.: Was heißt es, von ‚anthropozäner Literatur‘ zu sprechen? Einleitung. In: *Anthropozäne Literatur. Poetiken – Genres – Lektüren*. Hrsg. von dens. Berlin 2022 (= *Environmental Humanities*, Bd. 1), S. 1–24, hier S. 6. Die Begründung der Reihe *Naturkunden* im Berliner Verlag Matthes & Seitz (2013), die u.a. (kulturwissenschaftlich angereicherte) taxonomische Zugriffe auf Pflanzen und Tiere popularisiert, sowie die erste Verleihung des *Deutschen Preises für Nature Writing* (2017) bieten weitere Orientierungspunkte, die nicht nur den zeitlichen, sondern auch diskursiven Rahmen abstecken, innerhalb dem sich die folgenden Diskussionen verorten lassen.

12 Vgl. Marion Poschmann: *Kunst der Unterscheidung. Poetische Taxonomien*. In: Dies.: *Mondbetrachtung in mondloser Nacht. Über Dichtung*. Berlin 2016, S. 113–132; vgl. weiterhin dies./Yvonne Pauly: *Unterscheidungskunst. Ein Gespräch über poetische Taxonomien*. In: *Sinn und Form* 1/2021, S. 73–85.

Formen der Umweltwahrnehmung“ in der Gegenwartsliteratur, sondern untersuchen auch „poetische[ ] Verfahren der Dezentrierung des Menschen“ sowie „narrative Funktion[en] nicht-menschlicher Akteure“ in den Texten.<sup>13</sup> Dabei verfolgen wir die These, dass poetische Taxonomien durch Aneignung und Subversion naturwissenschaftlicher Schreibformen am Rand der Ordnungen und im Kollabieren etablierter Kategorien neu- und enthierarchisierte Begegnungen zwischen Mensch, Tier und Pflanze inszenieren. Unser Vorgehen gliedert sich in zwei Schritte: Bevor wir in exemplarischen Detailanalysen von Lola Rands Roman *Der große Garten* (2019) und Mara-Daria Cojocarus Lyrikband *Buch der Bestimmungen* (2021) prüfen, in welcher Weise taxonomische Formen und Verfahrensweisen in der Gegenwartsliteratur inszeniert und funktionalisiert werden (Abschnitt 3), schärfen wir zunächst das untersuchungsleitende Konzept der poetischen Taxonomie theoretisch (Abschnitt 2). Dazu analysieren wir Vorstellungen von Funktionsweisen, besonders aber Aporien taxonomischer Verfahren bei Carl von Linné und Michel Foucault. Denn es sind gerade die Ambiguitäten und Brüche taxonomischer Systeme, die zum subversiven Spiel einladen, das schon Edward Lear in seiner *Nonsense Botany* so meisterhaft beherrschte und durch das auch poetische Taxonomien der Gegenwartsliteratur unser Wissen von der Stellung des Menschen in ökologischen Zusammenhängen produktiv verunsichern und neu vermessen.

## 2. (Poetische) Taxonomien: Theoretische Perspektiven

### 2.1 Carl von Linné: Anthropologisch-taxonomische Probleme

Neben Albrecht von Haller und Georges-Louis Leclerc de Buffon steht wohl kein:e Wissenschaftler:in des 18. Jahrhunderts derart für die Etablierung und Professionalisierung eines taxonomischen Zugriffs auf (Um-)Welt wie der Schwede Carl von Linné. Im Zusammenhang mit Überlegungen zu *poetischen* Taxonomien interessanter als die wissenschaftliche Erfolgsgeschichte der linnéschen Klassifizierungsbemühungen erscheinen jedoch deren systeminhärente Brüche und Unstimmigkeiten,<sup>14</sup> die Linné selbst bemerkt und die besonders dort auffallen, wo der Mensch nicht nur als Beschreibender, sondern als Beschriebener in die taxonomische Systematik eingegliedert werden soll.<sup>15</sup> Linnés Überlegungen in der kurzen Schrift *Vom Thiermenschen* (1776) machen die Problematik der Einordnung des Menschen auch aus einer doppelten Zielsetzung heraus erklärbar. Denn diese Einordnung soll taxonomisch korrekt auf objektiv beobachtbaren Eigenschaften und (Körper-)Merkmalen gründen, gleichzeitig aber die exzeptionelle Sonderstellung menschlichen Lebens im Schöpfungsplan Gottes absichern. So betont Linné einerseits, dass „[n]ur der Mensch [...] das Geschöpf [ist], welches Gott der Schöpfer gewürdigt hat mit einer unsterblichen Seele zu zieren“<sup>16</sup>, und bereits

<sup>13</sup> Benjamin Bühler: *Ecocriticism. Grundlagen – Theorien – Interpretationen*. Stuttgart 2016, S. X.

<sup>14</sup> Vgl. zu Störfällen der linnéschen Systematik auch Benjamin Bühler: Steinpflanzen und Pflanzentiere: Vom Störfall zur universalen Ordnung. In: „Nicht Fisch – nicht Fleisch“. *Ordnungssysteme und ihre Störfälle*. Hrsg. von Thomas Bäumler/Benjamin Bühler/Stefan Rieger. Berlin, Zürich 2011, S. 17–32.

<sup>15</sup> Vgl. auch Schönbeck: *Fabeltiere*, S. 113–120.

<sup>16</sup> Carl von Linné: Vom Thiermenschen. In: Ders.: *Des Ritter Carl von Linné Auserlesene Abhandlungen aus der Naturgeschichte, Physik und Arzneywissenschaft. Mit Kupfern*. Leipzig 1776, S. 57–70, hier S. 59. Im Folgenden werden alle Zitate aus dieser Schrift Linnés unter Verwendung der Sigle VT, gefolgt von der Seitenzahl, nachgewiesen. Alle Zitate folgen der Ausgabe Linné 1776.

zu Beginn des Textes stellt er fest, dass unter allen Lebewesen allein der Mensch die „erstaunungswürdige[n] Wunder der Natur zu empfinden und zu bewundern“ (VT 57) fähig sei. Doch andererseits muss er als Taxonom zugeben:

Allein alles dieses gehört nicht hieher. Ich will bey meinem Zweck bleiben und mich nicht wie jener Schuster vom Leisten entfernen. Ich will als Naturforscher den Menschen nach allen Theilen seines Körpers betrachten; und wann ich dies thue: so finde ich schwerlich ein einziges Merkmal, wodurch der Mensch vom Affen unterschieden werden kann[.] (VT 59)

Auch in der Folge kommt er bei der Beschreibung von anthropomorphen Lebewesen wie dem Troglodyten immer wieder zu dem Schluss: „Ich für mein Theil, bin noch zweifelhaft, welches charakteristisches [sic] Kennzeichen, nach den Grundsätzen der Naturwissenschaft, den Troglodyten vom Menschen unterscheidet.“ (VT 69)



Bebilderung von Linnés Taxonomie der „Thiermenschen“ (v.l.n.r. Troglodyte, Lucifer, Satyr, Pygmäe)<sup>17</sup>

Entsprechend schließt Linné seine taxonomischen Skizzen auch mit dem von Cicero überlieferten Zitat des römischen Schriftstellers Quintus Ennius: „Simia quam similis turpissima bestia nobis“ (VT 70) – der Affe, das hässlichste Tier, wie ähnlich ist er uns. So prägt am Ende den *Thiermenschen* das gleiche Wissen um die Insuffizienz taxonomischer Naturbeschreibungen, aus dem heraus Linné schon in *Systema naturae* die Einordnung des Menschen in die nicht mehr vom Schöpfergott, sondern vom empirisch verfahrenen Taxonom legitimierte Ordnung kommentierte. Dort lautet das Differenzkriterium, das den Menschen aus der Gruppe der „Anthropomorphen“ hervorhebt, schlicht: „Nosce te ipsum.“<sup>18</sup>

<sup>17</sup> Abgedruckt in VT zwischen S. 62. u. 63.

<sup>18</sup> Carl von Linné: *Systema naturae, sive regna tria naturae systematice proposita per classes, ordines, genera, & species*. Leiden 1735, S. [11].

Gerade diese „Ironie, mit der er der Gattungsbezeichnung Homo – anders als bei den anderen Gattungen – kein spezifisches Kennzeichen beifügt als jenen alten philosophischen Sinnspruch“, markiert nach Giorgio Agambens bekannter Linné-Lektüre in *Das Offene. Der Mensch und das Tier* (2003) „Linnés Genie“:<sup>19</sup> Seine klassifikatorischen Bemühungen können die menschliche Sonderstellung im System der Lebewesen gerade nicht taxonomisch herleiten, sodass der Wissenschaftler darauf verfällt, „[d]en Menschen [...] nicht durch eine *nota characteristic*, sondern durch die Selbsterkenntnis zu definieren“<sup>20</sup>. In dieser Bestimmung wird deutlich, „daß nur derjenige Mensch sein wird, der sich selbst als solcher erkennt, *daß der Mensch dasjenige Tier ist, das sich selbst als menschlich erkennen muß, um es zu sein*“<sup>21</sup>. Diese (un)taxonomische Einordnung, die dem Menschen seine bevorzugte Position im System der Lebewesen zu sichern versucht, verweist auf eine Funktion, die taxonomische Welterschließung und -systematisierung von Beginn an immer auch hatte: Taxonomien beschreiben nicht nur das Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt, insbesondere zu den anderen Lebewesen, sondern bringen in der Definition dieses Verhältnisses den Menschen erst hervor. Sie sind Bestandteil dessen, was Agamben die „anthropologische Maschine“<sup>22</sup> nennt: Sie haben Teil an der „Erzeugung des Humanen [...] mittels einer Ausschließung (die immer auch ein Einfangen ist) und einer Einschließung (die immer schon eine Ausschließung ist)“<sup>23</sup>.

Die Beobachtung, dass Linnés Taxonomie so „die Abwesenheit einer Eigennatur des *Homo* offenlegt und ihn unentschieden zwischen himmlischer und irdischer Natur, zwischen Animalischem und Humanem in der Schwebelage hält“<sup>24</sup>, öffnet durch den Hinweis auf ‚taxonomische Ambivalenzen‘ den Blick für spezifisch *poetische* Potenziale entsprechender Beobachtungs- und Schreibverfahren. Denn diese erscheinen hier als Vermessungen, die das Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt gerade nicht alleine aus empirisch-objektiven Beobachtungen, Beschreibungen und Hierarchisierungen ableiten, sondern die Ergebnisse des Einsatzes derartiger Methoden vor dem Hintergrund spezifischer Wissens- und Glaubenssysteme deuten. Die Brüche und Unstimmigkeiten entsprechender Systeme verweisen immer auf die Möglichkeit, solche herrschenden Systeme subversiv zu hinterfragen, mit ihnen zu experimentieren oder sie ganz anders zu denken. Dass ihre subversiven Potenziale sich als spezifisch *literarische* perspektivieren lassen, zeigt der Blick auf eine besondere Taxonomie, die am Beginn eines der einflussreichsten philosophischen Texte des 20. Jahrhunderts neben *Bestimmung* und *Hierarchisierung* das Stiften von fiktionalen *Begegnungsräumen* als Kennzeichen entsprechender Klassifikationen ausweist.

## 2.2 Michel Foucault: Taxonomie und literarische Begegnung

Im Vorwort zu *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften* (1966) stellt Michel Foucault fest, dass das Werk „seine Entstehung einem Text von

19 Giorgio Agamben: *Das Offene. Der Mensch und das Tier*. Aus dem Italienischen von Davide Giuriato. Frankfurt a.M. 2003 (= Edition Suhrkamp, 2441), S. 36.

20 Ebd.

21 Ebd., Herv. im Original.

22 Ebd., S. 46.

23 Ebd., S. 47.

24 Ebd., S. 39.

Borges zu verdanken<sup>25</sup> habe, in dem eine ungewöhnliche Taxonomie entworfen wird. Diese „gewisse chinesische Enzyklopädie“ (OD 21) skizziert eine Ordnung von Tieren, doch kommen dabei ungewöhnliche Differenzkriterien zum Einsatz:

a) Tiere, die dem Kaiser gehören, b) einbalsamierte Tiere, c) gezähmte, d) Milchschweine, e) Sirenen, f) Fabeltiere, g) herrenlose Hunde, h) in diese Gruppe gehörige, i) die sich wie Tolle gebärden, k) die mit einem ganz feinen Pinsel aus Kamelhaar gezeichnet sind, l) und so weiter, m) die den Wasserkrug zerbrochen haben, n) die von weitem wie Fliegen aussehen[.] (Ebd.)

Nach Foucault reizt diese Aufstellung zum Lachen, ist aber auch von einer Art, die den/die Leser:in „in Unruhe versetzt“ (ebd.). Denn „[b]ei dem Erstaunen über diese Taxinomie [sic] erreicht man mit einem Sprung, was in dieser Aufzählung uns als der exotische Zauber eines anderen Denkens bezeichnet wird – die Grenze unseres Denkens: die schiere Unmöglichkeit, *das* zu denken.“ (Ebd., Herv. im Original.) Um Foucaults Argument nachzuvollziehen, ist es hilfreich, den Kontext des Auftauchens der chinesischen Enzyklopädie bei Jorge Luis Borges, der nach Robert Wicks oft übersehen wird,<sup>26</sup> zu beachten. Dort erscheint sie im Zusammenhang mit Borges' Überlegungen zu John Wilkins' Versuchen der eindeutigen Weltordnung durch ein universelles sprachliches Klassifikationssystem, denen Borges letztlich kritisch gegenübersteht, wenn er resümiert: „Bekanntlich existiert keine Klassifikation des Universums, die nicht willkürlich und mutmaßlich ist.“<sup>27</sup> Das Problem, für dessen Bebilderung Borges die chinesische Enzyklopädie als „Aufstellung von Beliebigkeiten“<sup>28</sup> heranzieht, ist damit nach Wicks ein grundsätzliches epistemologisches und geht weiter als nur bis zur offenkundigen Fremdheit ihrer Inhalte für europäische Leser:innen: „[T]he Chinese Encyclopedia excerpt represents [...] the arbitrariness of every classificatory scheme, no matter how coincident with appearances that scheme might be.“<sup>29</sup> Auch bei Foucault erklärt sich das angesichts der Taxonomie empfundene Unbehagen nicht durch deren Inhalt:

Nicht die *Fabeltiere* sind unmöglich [...], sondern der geringe Abstand, in dem sie neben den Hunden, die herrenlos sind, oder den Tieren, die von weitem wie Fliegen aussehen, angeordnet sind. Was jede Vorstellungskraft und jedes mögliche Denken überschreitet, ist einfach die alphabetische Serie (A, B, C, D), die jede dieser Kategorien mit allen verbindet. (OD 22, Herv. im Original)

Das beunruhigende Potenzial der Enzyklopädie verortet Foucault damit auf ihrer *Formseite* und in der Art der *Hierarchisierungen*, die sie vornimmt – oder eben gerade nicht vornimmt. Denn die Verbindung der Kategorien lässt hier die gesamte Taxonomie kollabieren, weil „man nie zur Definition eines stabilen Verhältnisses von Inhalt und Beinhaltendem zwischen jeder dieser Mengen (*ensembles*) und derjenigen kommt, die sie alle vereint“ (OD 23). Diese Überlegungen Foucaults haben inzwischen unterschiedliche Interpretationen erfahren, die sich nach Wicks grob zwei Richtungen zuordnen

---

25 Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften* [1966]. In: Ders.: *Die Hauptwerke*. Mit einem Nachwort von Axel Honneth und Martin Saar. Frankfurt a.M. 2008, S. 7–469, hier S. 21. Im Folgenden werden alle Zitate aus dieser Schrift Foucaults unter Verwendung der Sigle OD, gefolgt von der Seitenzahl, nachgewiesen. Alle Zitate folgen der Ausgabe Foucault 2008.

26 Robert Wicks: *Literary Truth as Dreamlike Expression in Foucault's and Borges's „Chinese Encyclopedia“*. In: *Philosophy and Literature* 27/2003, H. 1, S. 80–97, hier S. 81.

27 Jorge Luis Borges: *Die analytische Sprache John Wilkins'*. In: Ders.: *Gesammelte Werke* 5/II: *Essays. 1952–1979*. Übers. von Karl August Horst/Curt Meyer-Clason/Gisbert Haefs. Nachw. von Michael Krüger. München, Wien [1981], S. 109–113, hier S. 112.

28 Ebd.

29 Wicks: *Literary Truth as Dreamlike Expression*, S. 82.

lassen. So deuteten die einen Foucaults Ausführungen als Beleg für den epistemologischen Relativismus des Philosophen, der auf eine Unzugänglichkeit des Fremden für eigene Wahrnehmungsbemühungen verweise, während andere, radikalere Lektüren, wie beispielsweise Alan Sheridans,<sup>30</sup> sie als Ausdruck eines „skepticism regarding the adequacy of any conceptual arrangement which aims to reflect the positive truth of things“<sup>31</sup> auffassten: „Here, the incoherency of the Chinese Encyclopedia taxonomy does not arise merely as an optical illusion that issues from alternative background assumptions through which we interpret the taxonomy; *the incoherency is regarded as an intrinsic property of the taxonomy itself.*“<sup>32</sup> So steht Borges' Taxonomie nach Sheridan letztlich „as an extreme instance of the breakdown of representation“<sup>33</sup>.

Die Unmöglichkeit der chinesischen Enzyklopädie wird von Foucault in der Folge jedoch nicht nur hinsichtlich der Hierarchisierungs- und Ordnungsleistung ihrer Kategorien, sondern auch als *räumliches Problem* beschrieben: „Das Absurde ruiniert das *Und* der Aufzählung, indem es das *In*, in dem sich die aufgezählten Dinge verteilen, mit Unmöglichkeit schlägt.“ (OD 23, Herv. im Original). Konkreter fokussiert Foucault dieses räumliche Problem als eines der *Begegnung*, wenn er ausführt:

Die Monstrosität, die Borges in seiner Aufzählung zirkulieren läßt, besteht [...] darin, daß der gemeinsame Raum des Zusammentreffens darin selbst zerstört wird. Was unmöglich ist, ist nicht die Nachbarschaft der Dinge, sondern der Platz selbst, an dem sie nebeneinandertreten könnten. (OD 22 f.)

‚Raum‘ lässt sich hier konzeptuell mindestens doppelt verstehen: Zum einen als konkreter, *relationaler Raum*, in dem sich die Elemente der Taxonomie begegnen können, andererseits aber auch als *Denkraum*, in dem das Zu-Ordnen auch nur zusammengedacht werden könnte:

Fortgenommen ist, in einem Wort, der berühmte ‚Operationstisch‘ [...] als Tableau, das dem Denken gestattet, eine Ordnungsarbeit mit den Lebewesen vorzunehmen, eine Aufteilung in Klassen, eine namentliche Gruppierung, durch die Ähnlichkeiten und ihre Unterschiede bezeichnet werden, dort, wo seit fernsten Zeiten die Sprache sich mit dem Raum kreuzt. (OD 23)

Der Prozess des Ordnen, dem die Taxonomie als Form und Verfahrensweise verpflichtet ist, wird von Foucault so doppelt bestimmt: Zum einen als *sprachliche Benennungsleistung*, die aber nur dort möglich wird, wo sich „die Sprache mit dem Raum kreuzt“, wo also das Bestimmte und so voneinander Geschiedene versammelt und *spatial gegenübergestellt* werden kann. Ordnung, so ließen sich diese Gedanken weiterführen, heißt Begegnung – und zwar die Begegnung dessen, was im Benennen hierarchisiert wird, aber auch und vorgängig die Begegnung von Geordnetem und ordnender Instanz.

In dieser Lesart problematisiert Foucault die chinesische Taxonomie doppelt: Zum einen spezifisch – und auf das Phänomen abzielend, dem schon Edward Lear's *Nonsense Botany* ihre Komik verdankt – als Ordnung ohne Ort der Begegnung, zum anderen universeller als epistemologische Methode, die die Inkohärenz ihrer Hierarchisierungsleistung qua Form eingeschrieben ist. Und doch: Foucault beschränkt sich nicht auf diese negative Bestimmung, sondern skizziert fast beiläufig einen Ausweg, der das *poetische und literarische Potenzial* der Taxonomie nicht nur benennt, sondern gegenüber der

30 Vgl. Alan Sheridan: *Michel Foucault. The Will to Truth*. London, New York 1980, S. 49 f.

31 Wicks: *Literary Truth as Dreamlike Expression*, S. 82.

32 Ebd.; eigene Herv. von F.L., A.S. u. J.T.

33 Sheridan: *Michel Foucault*, S. 50.

naturwissenschaftlichen Perspektive sogar privilegiert. Denn die bei Borges beschriebenen Wesen „können sich nicht treffen, außer in der immateriellen Stimme, die ihre Aufzählung vollzieht, *außer auf der Buchseite, die sie wiedergibt*“ (ebd., eigene Hervorhebung von F.L., A.S. u. J.T.). So haben die Elemente der Taxonomie also doch ihren Raum der Begegnung – nämlich in der Sphäre literarischer und poetischer Fiktion.<sup>34</sup> Entsprechend kommt Wicks für Foucaults taxonomische Überlegungen zu dem Schluss: „[He] can be interpreted as saying that as far as the pursuit of metaphysical truth is concerned, there is hope, but that in the pursuit of this truth, it is more rewarding to be artistic rather than scientific.“<sup>35</sup> Denn wissenschaftlich-taxonomische Zugriffe auf Welt, das betont Foucault nachdrücklich, stehen vor dem Problem der Vorgängigkeit der „fundamentalen Codes einer Kultur, die ihre Sprache, ihre Wahrnehmungsschemata, ihren Austausch, ihre Techniken, ihre Werte, die Hierarchien ihrer Praktiken beherrschen“ und so „gleich zu Anfang für jeden Menschen die empirischen Ordnungen [fixieren], mit denen er zu tun haben und in denen er sich wiederfinden wird“. (OD 26) Auf das subversive Potenzial, das künstlerischen Verfahrensweisen demgegenüber innewohnt, haben Xenia Kopf, Anita Moser und Johanna Öttl bei ihrer Foucault-Lektüre hingewiesen: Das literarisch-fiktionale Beispiel der chinesischen Enzyklopädie stelle

Kategorien nebeneinander, die unter den Bedingungen tradierter Klassifikationsschemata kaum miteinander in Beziehung gesetzt werden. In diesem Nebeneinander entsteht ein (diskursiver) Raum, der sie dennoch miteinander in Berührung bringt und so die Entwicklung neuer Perspektiven auf konventionalisierte Ordnungen sowie ein anderes, widerständiges ‚Wissen‘ zulässt[.]<sup>36</sup>

Die Leistung *poetischer* Taxonomien besteht damit nicht zuletzt in der Verflüssigung der Trennung „verschiedene[r] Ordnungs- und Wissenssysteme“ – die Buchseiten, die den Raum der Begegnung stiften, überbrücken nicht nur spatiale, sondern auch epistemische Grenzen.<sup>37</sup> Im Modus der Fiktion hinterfragen poetische Taxonomien vorgängige kulturelle Codes und Wissenssysteme, wie sie schon Linnés Klassifizierung des Menschen steuerten, lösen sie probeweise auf und machen *andere* Ordnungen denkbar. Mit Marion Poschmann lassen sich Literat:innen somit als „Taxonom[:innen] des Unbestimmten“<sup>38</sup> verstehen, die Leistung der poetischen Taxonomie bestimmt sie gerade nicht in der *Behabung*, sondern der *Ausstellung* und *Inszenierung* von Ambivalenzen:

**34** Auf die Schwierigkeit, aus den über Foucaults Gesamtwerk verstreuten heterogenen Bezugnahmen „einen systematischen Begriff der Literatur zu gewinnen“, hat bereits Martin Stingelin: Nachwort. In: Michel Foucault: *Schriften zur Literatur*. Hrsg. von Daniel Defert/François Ewald. Frankfurt a.M. 2003 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 1675), S. 369–400, hier S. 373 hingewiesen. Foucaults Äußerungen in *Die Ordnung der Dinge* lassen sich noch im Sinne seiner frühen Konzeptualisierung der Literatur als subversiver Gegendiskurs verstehen, bevor in späteren Werken ein als „Verschwinden der Literatur“ bei Michel Foucault“ bezeichneter Prozess – „die Ersetzung einer Ontologie der Literatur als ‚Gegen-Diskurs‘ durch eine historische Diskursanalyse der Literatur als einer Institution unter vielen“ – beginnt (ebd., S. 384). Dennoch ist auffällig, dass Foucault in späten Texten wieder zu einer Einschätzung der Literatur zurückkehrt, die sie zwar als „Teil dieses großen Zwangssystems, wodurch das Abendland das Alltägliche genötigt hat, sich zu diskursivieren“, versteht, aber ihr dennoch innerhalb dieses Zwangssystems „einen besonderen Platz“ zuweist. So sei sie fähig, „die Regeln und die Codes zu verschieben, das Uneingestehbare sagen zu machen“. Michel Foucault: Das Leben der infamen Menschen. In: Ders.: *Schriften zur Literatur*. Hrsg. von Daniel Defert/François Ewald. Frankfurt a.M. 2003 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 1675), S. 314–335, hier S. 334.

**35** Wicks: *Literary Truth as Dreamlike Expression*, S. 94.

**36** Xenia Kopf/Anita Moser/Johanna Öttl: Introduction: Von Wissenssystemen und Experimentierräumen. In: *participate 8/2017: Experiment!*, S. 3–7, hier S. 3.

**37** Ebd.

**38** Marion Poschmann: *Kunst der Unterscheidung*, S. 132.

Sie unterscheidet die Unendlichkeit der Wahrnehmung von den Zumutungen der Eindeutigkeit. Sie kann ein Bewußtsein dafür wachhalten, daß sich die Dinge ihren Bezeichnungen entziehen. Daß sie nie wirklich benannt und niemals vollständig erkannt werden können, daß sie sich, selbst wenn wir sie zerstören, unseren Zugriffen nicht beugen.<sup>39</sup>

Unsere Auseinandersetzung mit historischen Konzeptualisierungen und Problematisierungen von Taxonomien als Formen erschließenden Zugriffs auf (Um-)Welt konnte mit Bestimmung, Hierarchisierung und Begegnung drei Kennzeichen dieser taxonomischen Verfahrensweisen beleuchten, die sich bei der folgenden Textanalyse für die Untersuchung *poetischer* Taxonomien operationalisieren lassen. Weil poetische Taxonomien jedoch gerade nicht darauf abzielen, Wissens- und Weltordnungen zu stabilisieren, sondern sie diese vielmehr dekonstruieren und hinterfragbar machen, werden die drei Kennzeichen nicht als Voraussetzungen produktiver und funktionaler Klassifikationsbemühungen inszeniert. Vielmehr markieren sie Problembereiche, an denen die untersuchten poetischen Formen und Verfahrensweisen ansetzen, um neue Perspektiven auf Mensch-Tier-Pflanzenverhältnisse zu gewinnen. Die folgenden Analysen orientieren sich in diesem Sinne an den taxonomischen Konzepten *Bestimmung*, *Hierarchisierung* und *Begegnung*, während sie untersuchen, wie und zu welchem Zweck in den von Lola Randl und Mara-Daria Cojocaru entworfenen poetischen Taxonomien die humane Position in ökologischen Systemzusammenhängen dezentriert wird.

### 3. Analysen. Taxonomische Verfahren in Prosa und Lyrik der Gegenwart

#### 3.1 (Selbst-)Bestimmungen. Lola Randls *Der große Garten* (2019) als Experiment artenübergreifender Begegnung

Lola Randls Debütroman *Der große Garten* umfasst auf 315 Seiten knapp 400 schlagwortartig übertitelt Kurzeinträge, die teils nur wenige Sätze, teils bis zu drei Seiten einnehmen. Die Narration erfolgt auf den ersten Blick nicht chronologisch, setzt aber in einem winterlichen Setting ein und wird in einen zyklischen Erzählmodus überführt, der an den Jahreszeiten orientiert ist, dabei jedoch auf geografische Angaben oder Datierungen weitestgehend verzichtet. Bei der Lektüre der im Blocksatz beetartig gesetzten Kurztexte, aus denen sich das Gartenbuch zusammenfügt, fällt zunächst die Verschränkung von deskriptiven Passagen in taxonomischem Schreibgestus mit ausschweifenden philosophischen Reflexionen von Mensch-Tier-Relationen auf.

Aufgrund der Vielzahl an Referenzen auf den biblischen Garten Eden<sup>40</sup> lässt sich Randls Prosa in eine lange Tradition literarischer Gartenbücher einreihen.<sup>41</sup> Gegen diese wirkmächtige Tradition anschreibend parodiert Randl bekannte Konzepte der europäischen Kulturgeschichte des Gartens. So verwehrt sich die Erzählerin der Konzeption ihres

<sup>39</sup> Ebd.

<sup>40</sup> Vgl. z.B. die Einträge zu „Gott“ (S. 36) oder „Paradies“ (S. 86) in Lola Randl: *Der große Garten*. Berlin 2019. Im Folgenden werden alle Zitate aus Randls Roman unter Verwendung der Sigle GG, gefolgt von der Seitenzahl, nachgewiesen. Alle Zitate folgen der Ausgabe Randl 2019.

<sup>41</sup> Bereits die Hausvater- und Gartenbücher des 16. und 17. Jahrhunderts enthalten zumeist theologische Verweise auf den Paradiesgarten und die Rolle Adams als ersten Gärtner. Vgl. Clemens Alexander Wimmer: Frühe Perioden der Gartengeschichte. Ein Überblick über die gartengeschichtliche Literatur 1570–1913. In: *Zandera*. 1/2009, S. 11–45, hier S. 12. <http://www.jstor.org/stable/44696228> (14.06.2022).

Gartens als *hortus conclusus* (im Sinne eines eingehegten Raums, der durch das gärtnernde Individuum gegen die von außen einbrechende Unordnung geschützt werden muss) und lehnt damit auch die in dieser Tradition zentrale „Differenzierungsaufgabe und -leistung des gärtnernden Ichs“<sup>42</sup> zur Abgrenzung des eigenen Gartens ab, indem sie ihren Garten nicht als von der ‚wilden‘ Natur oder dörflich-nachbarschaftlichen Gemeinschaft separierten Privatraum, sondern als *kollektive* Nutzfläche versteht. Dieser somit strukturell offene Raum bietet Platz für nachbarschaftliche Treffen, für neugierige Touristenscharen, die das an den Garten angrenzende Café im Sommer belagern (vgl. GG 68), aber auch für Wildtiere (Rehe, Feldmäuse, Hasen) und als Schädlinge ausgewiesene Tiere wie Pflanzen (Kartoffelkäfer, Quecke, Brennnessel), die von der Erzählerin (anders als von ihrer Mutter) weitestgehend toleriert werden. Der Garten fungiert hier als Imaginationsraum wie auch als konkret-physischer Raum für geduldete, wenn nicht sogar erwünschte Interpezies-Begegnung (vgl. GG 87). Weiterhin treffen im Experimentierfeld des Gartens urbane wie rurale Lebensentwürfe aufeinander, welche die Erzählerin stets mit einem Augenzwinkern kommentiert. Diese (utopische) Imagination des gleichberechtigten Miteinanders der menschlichen und tierlichen Akteur:innen in einem hierarchiefreien Raum findet ihre Darstellung auch in der Lyrik Mara-Daria Cojocarus, wie später noch zu zeigen sein wird.

Die Erzählhoheit in Randls Roman liegt durchgehend bei der namenlosen Protagonistin, deren laienhaft und aktionistisch anmutende Annäherung an die gärtnerische Praxis auf der einen Seite (von ihr selbst) als therapeutische Maßnahme zur Sinnstiftung in einer krisenhaften Gegenwart begründet wird, auf der anderen Seite als Katalysator für ihr ordnendes Schreiben im Sinne einer auf Benennung und Kategorisierung ausgerichteten Welterschließung gelesen werden kann: Denn Randls Prosa zeichnet sich durch *literarische Verfahren des Ordne ns* aus. Der Erzählmodus wechselt zwischen Ironie und kindlich anmutender Naivität, wenn beispielsweise komplexe biologische Vorgänge vereinfacht oder reduziert, in Form von kurzen Sätzen mit einfachem Satzbau, wiedergegeben werden.

Auf formaler Ebene ist es der Rückgriff auf das Genre des Lexikonromans,<sup>43</sup> mit dem Randl ein Ordnungssystem etabliert – inklusive eines tabellarischen Registers am Buchende, das die Einzeleinträge in alphabetischer Sortierung auflistet. Mit dem gezielten Nachschlagen im Register ordnen die Leser:innen somit ihre Lektüre selbstständig – wenn sie z.B. die fünf Einträge zu Bienen (Bienen I, Bienen II, Bienen III, Bienen IV, Bienen V) nacheinander lesen, sabotieren sie gleichsam die durch Randl angelegte Kapitelfolge des Romans im Rezeptionsprozess. So befinden sich diese fünf Kapitel eben nicht auf aufeinanderfolgenden Seiten, sondern verteilen sich über das gesamte Buch. Dabei verwundert vor allem die Nachbarschaftsordnung von Randls Einzelkapiteln, die auf den ersten Blick zwar willkürlich scheint, aber im Folgenden als literarisches Programm eines suchenden und ordnenden Weltzugriffs gedeutet werden soll. Mit der Aneinanderreihung solcher Kapitel wie „Pheromon“, „Quecke II“, „Sorgfalt“ und „Bienen V“ (vgl. GG 76 f.) stellt die Erzählerin Einträge, in denen sie über menschliches, tierliches, pflanzliches Leben referiert, formal nebeneinander und setzt diese in einen gemeinsamen (Wissens-)Diskurs. In diesem

---

42 Isabel Kranz: Ich-Kreise um meinen Garten. In: *Merkur* 72/2018, S. 75–83, hier S. 78.

43 Vgl. Monika Schmitz-Emans: *Enzyklopädische Phantasien. Wissensvermittelnde Darstellungsformen in der Literatur – Fallstudien und Poetiken*. Hildesheim u.a. 2019 (= *Literatur/Wissen/Poetik*, Bd. 8).

räumlichen Nebeneinander berühren sich die Einträge und lassen sich mit der von Foucault eingeschlagenen Borges-Lektüre als ähnliche Versuchsanordnung wie die der humoristischen (doch Foucault nachhaltig in Unruhe versetzenden) chinesischen Enzyklopädie lesen: Klassifizierte Objekte, die unter konventionellen Klassifikationspraktiken niemals in systematischer Nähe gedacht werden, reihen sich plötzlich in unmittelbarer physischer Nachbarschaft auf den Buchseiten aneinander.

Form und Inhalt des Gartenbuchs verschränken sich nun, gleicht doch das Arrangement der Prosafragmente in den Kurzkapiteln auf den ersten Blick einem Beet (als räumlich abgegrenzte Fläche Land, das für jede Pflanze einen spezifischen Ort bereithält), das ein:e versierte:r Gärtner:in nach Kriterien wie Bodenbeschaffenheit und Lichtverhältnissen bepflanzt. Schnell stellt sich jedoch heraus, dass die Bemühungen des gärtnernden Ichs, ein Beet anzulegen, wiederholt an ihrer (botanischen) Unwissenheit und trotzigem Verweigerung jeglicher Hilfestellung seitens ihrer als Landschaftsarchitektin ausgebildeten Mutter scheitern müssen.<sup>44</sup> Das misslungene Beetprojekt der Erzählerin führt jedoch auch zu einer Zufallsentdeckung, gedeiht doch die von ihr ausgewählte Kiwi-Pflanze plötzlich wider Erwarten und abseits des für sie vorgesehenen Platzes (vgl. GG 47), was von der Erzählerin als gärtnerischer Erfolg verstanden wird, der nur in einem experimentellen Verfahren des *trial-and-error* entstehen konnte.

Auffallend häufig wird bei den gärtnerischen Ordnungsbemühungen auf taxonomische Schreibverfahren zurückgegriffen, die mit der beharrlichen und oftmals ironischen Ordnungslust der Erzählerin einhergehen und primär auf deren nächtlichen digitalen Recherchen zu Pflanzen- und Tierarten aufbauen. So zitiert die Ich-Erzählerin beispielsweise im Eintrag „Agapanthus V“ (GG 268) nach eigener Angabe den Wikipedia-Artikel zur Gattung der Schmucklilien:

Schmucklilien sind die einzige Pflanzengattung der Unterfamilie der Schmuckliliengewächse in der Familie Amaryllidgewächse innerhalb der Ordnung der Spargelartigen. Der Trivialname Liebesblumen ist die wörtliche Übersetzung des botanischen Gattungsnamens Agapanthus. (GG 268)

Direkt neben dieser deskriptiven Passage, die im Folgenden als *Bestimmungsszene* gelesen werden soll, stehen jedoch Reflexionen der Erzählerin, die vom Schreibmodus einer taxonomischen Bestimmung der Pflanzengattung stark abweichen. Kurz vor der botanischen Klassifizierung konstatiert nämlich die Erzählerin: „Der Agapanthus geht es jetzt sehr gut.“ (GG 268). Man habe die Pflanze umgetopft und ins Hausinnere „gehievt“ (ebd.), führt die Erzählerin weiter aus. Den veränderten Standort als Kriterium für pflanzliches Wohlbefinden wertend, repräsentiert diese kurze Szene ein Verfahren, das die Erzählerin wiederholt anwendet: Taxonomische Bestimmungsszenen stehen neben – und in Kontrast zu – anthropomorphisierenden Darstellungen von Pflanzen und Tieren. Diese Kombination eigentlich unvereinbarer Beschreibungsmodi soll als literarische Strategie gelesen werden, mit der die Erzählinstanz taxonomisches Wissen in die Narration einfließen lässt, dieses jedoch umgehend in eine anthropomorphe Imagination überführt: Die durch taxonomische Verfahrensweisen zunächst betonte Abgrenzung zwischen Mensch und Pflanze scheint nun nicht weiter relevant,

<sup>44</sup> Für weiterführende Analysen böte sich hier eine gendertheoretische Lektüre an, welche die bei Randl auffallend häufig thematisierten Beziehungen zwischen der Erzählinstanz und anderem weiblichen Figurenpersonal (z.B. die Mutter, die Therapeutin, die Japanerinnen, die Apothekerin etc.) in den Blick nimmt und deren machtvollen Positionen im Raum des Gartens als benennende und pflanzende Instanzen untersucht.

fühlt sich doch die von der *Agapanthus* affizierte und mit ihr mitfühlende Erzählerin befähigt, der Pflanze nach dem Umtopfen eine emotionale Anwendung, nämlich ein Wohlbefinden ob des Ortswechsels, zuzuschreiben.

Das in dieser Szene zum Ausdruck kommende Analogiedenken der Erzählerin, die mit der Schilderung der glücklichen Schmucklilie ihre eigene räumliche Mobilität (und den als Befreiung inszenierten Umzug von Berlin in die Uckermark) aufwertet, findet sich in zahlreichen anderen Einträgen in ähnlichem Stil: Immer wieder kippen die taxonomischen Bestimmungsversuche der Erzählerin in ein gerade *nicht*-taxonomisches Beschreiben von Pflanzen und Tieren. Die durch Linné und seine taxonomisierenden Nachfolger:innen angestrebte Beweisführung zugunsten einer strikten Trennung zwischen Mensch, Tier und Pflanze ist für Randls Erzählerin dabei nicht mehr relevant. Den Eintrag „Feldmaus“ (GG 287) eröffnet sie ebenfalls mit einer Bestimmungsszene, die in einem taxonomischen Schreibgestus beginnt, der alsbald in eine anthropomorphisierende Schilderung überführt wird. Der Eintrag wird mit einer Bestimmung der Feldmaus eingeleitet: „Die Feldmaus ist ein Säugetier aus der Wühlmausfamilie. Sie ist ein typischer r-Strategie, genau wie der Kartoffelkäfer.“ (Ebd.) Bei dieser in klarer zoologischer Terminologie verfassten kurzen Einführung der Feldmaus bleibt es jedoch nicht, folgt doch wenige Sätze nach der nüchternen Beschreibung eine Schilderung des Fortpflanzungsverhaltens und der Brutpflege in gänzlich anderem Stil: „Damit die Kinderaufzucht noch effizienter wird, bilden mehrere Feldmausfrauen Nestgemeinschaften“ (ebd.). Die Feldmäuse werden als (Mutter-)Tiere imaginiert, die strategische Entscheidungen treffen und gleich dem Menschen kollektive Care-Arbeit leisten. So können in Randls Narration plötzlich Pflanzen fühlen und Feldmäuse üben sich in „Kinderaufzucht“ (ebd.) – und bilden so den Anlass für die anthropozentrisch perspektivierten Reflexionen der Erzählerin über die Organisation weiblicher Care-Arbeit.

Diese Übertragung menschlicher (emotionaler wie auch rationaler) Eigenschaften auf tierliche Akteur:innen auf ein anthropozentrisch-gewaltvolles Schreibverfahren zu reduzieren, wäre eine verkürzte Lesart, die der Prosa Randls nicht gerecht wird. Vielmehr kann dieses Analogiedenken der Erzählerin als ironische Strategie verstanden werden, die darauf angelegt ist, die jeder taxonomischen Beschreibung innewohnende hierarchische Vormachtstellung des Menschen zu hinterfragen. Die Erzählinstanz sucht also gerade nicht nach Unterschieden, sondern stellt Gemeinsamkeiten und Relationen heraus – fokussiert also ganz im Sinne der Theoriebildung des „more-than-human“<sup>45</sup> auf die Beziehung *zwischen* menschlichen und nicht-menschlichen Akteur:innen. Damit steht im Zentrum ihrer Bestimmungsszenen die (ironische) Infragestellung der anthropologischen Differenz, und eben nicht ihre Feststellung. Ironisch ist dieses Verfahren des Infragestellens deshalb, weil in der naiven Zuschreibung von gerade *menschlichen* Eigenschaften und Fähigkeiten an Tiere und Pflanzen die Aufhebung der Zentralstellung des Menschen gleichzeitig unterlaufen wird. Dass die Probleme und Aporien ihrer projizierenden Beschreibungen von der Erzählerin durchaus erkannt und reflektiert werden, zeigen ihre Überlegungen zum Verhältnis zwischen Mensch und mehr-als-menschlicher Umwelt.

In der Übertragung der Gefühle oder Lebensumstände von Tieren und Pflanzen auf die eigene krisenhafte Lebenssituation kann die taxonomische Bestimmungslust der

---

45 Emily O’Gorman/Andrea Gaynor: More-Than-Human Histories. In: *Environmental History*. 4/2020. <https://doi.org/10.1093/enwhis/emma027> (14.06.2022).

Erzählinstanz auch als Versuch gelesen werden, die sie umgebenden mehr-als-menschlichen Akteur:innen nicht nur zu benennen, sondern durch ein Affiziert-Sein von diesen eine anthropozentrische Sehnsucht zu formulieren – nämlich die Sehnsucht nach der Einswerdung mit der belebten Umwelt, welche sie in Bezug auf andere Figuren parodiert oder ironisch kommentiert, aber möglicherweise doch auch selbst verspürt. Einer solchen Fantasie der Einswerdung gibt sich die Erzählerin wiederholt hin, wenn sie sich in ihrer Begegnung mit Pflanzen und Tieren als Teil einer artenübergreifenden Allianz versteht. So konstatiert sie im Eintrag „Frost II“ (GG 290):

An einem Frosttag wie heute sind keine Fragen mehr offen. Es ist einem auch gar nicht mehr kalt, sondern man spürt auf einmal, wie warm man selbst ist und wie das Blut durch einen hindurchfließt. Man versteht den Begriff Warmblüter und dass man selbst einer ist. Nur noch ein paar Fußspuren von den anderen Warmblütern sind im Schnee zu sehen. (Ebd.)

Der Begriff Warmblüter bezeichnet Lebewesen mit konstanter Eigentemperatur, wie Säugetiere und Vögel, die aufgrund ihrer Körperwärme von der Umgebungstemperatur unabhängiger sind. Indem das Merkmal der selbstständig regulierten Körpertemperatur als den Menschen mit anderen Warmblütern verbindendes Charakteristikum akzentuiert wird, greift die Erzählerin wieder auf ein taxonomisches Kriterium zurück. Dieses führt jedoch keinesfalls zu einer Behauptung von Differenz zwischen Mensch und Tier (auch wenn Reptilien, Wirbellose, Insekten und andere Arten wechselwarm sind), sondern zu einer Gleichstellung mit gleichwarmen Tieren, deren Fußspuren sie neben ihren eigenen im Schnee identifiziert.<sup>46</sup>

Auch wenn die Erzählerin auf den Spuren der anderen Warmblüter wandert und im Rahmen ihrer Ordnungsbemühungen in ein anthropomorphisierendes Analogiedenken verfällt, im Zuge dessen sie Gefühle oder Erfahrungen auf die sie umgebende mehr-als-menschliche Umwelt überträgt, muss sie dennoch feststellen, dass sie die Differenz in der wiederholt skizzierten Interspezies-Begegnung nicht überwinden kann. Diese Überlegung metapoetologisch reflektierend führt die Erzählinstanz unter dem Eintrag „Paradies“ (GG 86) aus:

Obwohl der Schädling ein Schädling ist, ist er Teil des Paradieses. Er ist Teil der Natur und kann nicht von ihr getrennt werden. Der Mensch hat es da schwerer. Er ist Teil der Natur und trotzdem von ihr getrennt. Allerdings ist er selbst schuld, weil er hat sich das mit dem Paradies ja überhaupt erst ausgedacht. [...] Aber jetzt, da er ausgeschlossen danebensteht und alles betrachtet, wie alles so ist, stellt er fest, dass er ein großes Problem hat. Er hat das Bedürfnis, das Problem zu lösen, fragt sich nur wie. Jeder Mensch muss das herausfinden, ganz für sich allein. (Ebd.)

Im Rahmen ihrer allnächtlichen Grübelei vergleicht die Erzählerin nun den „Mensch[en]“ mit dem Schädling und stellt als Unterscheidungsmerkmal heraus, dass der Schädling als „Teil der Natur“ verstanden werden kann, der Mensch jedoch *sowohl* als Teil

<sup>46</sup> Produktiv für eine auf die taxonomischen Potenziale ausgerichtete Lektüre der Prosa Rands ist zudem die Frage, ob in dieser Szene ein *taxonomic bias* der Erzählerin inszeniert wird, die ihre vergleichenden Überlegungen nur in Hinblick auf bestimmte, dem Menschen nahe Tiere wie Warmblüter, anstellt. Der Ausdruck *taxonomic bias* bezeichnet ein bekanntes Problem der taxonomischen Praxis, nämlich die Tatsache, dass einige Taxa häufiger und umfangreicher untersucht werden als andere – mit der Konsequenz, dass es zu verzerrten Darstellungen von biologischer Vielfalt kommen kann. Gegen (!) einen *taxonomic bias* der randschen Erzählerin spricht jedoch, dass sie in anderen Kapiteln vor allem Insekten beschreibt (z.B. Bienen, Schmetterlinge, Kartoffelkäfer) und somit auch über Arten reflektiert, die in den letzten Jahrzehnten wieder intensiv beforscht werden, lange jedoch von der Forschung vernachlässigt wurden. Vgl. Julien Troudet [u.a.]: Taxonomic bias in biodiversity data and societal preferences. In: *Sci Rep.* 7/2017. <https://doi.org/10.1038/s41598-017-09084-6> (14.06.2022).

der Natur *als auch* aufgrund seiner Beobachtungs- und Benennungsposition stets „getrennt“ von dieser zu denken sei.

Die Erzählerin weist diesen paradiesischen Raum nun als Idee des Menschen aus und stellt so seine Rolle als ordnende und benennende Spezies heraus, die ob ihres Bestimmungsdrangs jedoch nun vor dem Problem stehe, diese Differenz – nämlich nicht (mehr) Teil der Natur zu sein – zu verstehen und zu verarbeiten. So inszeniert die Erzählerin den *unglücklichen* Menschen explizit als den *taxonomisch unterscheidenden* und im Sinne von Linnés ‚Nosce te ipsum‘ sich *als denkend wahrnehmenden* Menschen. Seine „Lust, die Pflanzen und Tiere zu unterdrücken“ (ebd.), ist nicht getrennt von der menschlichen Bestimmungslust zu denken, denn muss der Mensch zwar feststellen, dass er niemals Teil der Natur sein kann, so „will er sich die Natur zumindest unterwerfen“ (ebd.), wobei dieser Prozess schon bei der Benennung beginnt. In dieser Szene spiegelt die Erzählerin auch ihr eigenes Verlangen, als von ihrer pflanzlichen und tierlichen Umwelt affizierter Mensch selbst ein Teil dieser für sie jedoch letztlich unerreichbaren Natur zu werden. So kann ihre dichotomische Nutzung des Begriffspaares „Natur“ und „Mensch“ als erneute Bestätigung einer unhintergehbaren anthropozentrischen Weltansicht gelesen werden. Darauf deutet ebenfalls der naiv-ironische Sprachgestus hin, der diese Fiktion der Einswerdung mit der Natur, die letztlich auf genuin menschlichen Vorstellungen und Bedürfnissen fußt, schon im Zuge des Schreibprozesses als Utopie entlarvt. Gleichmaßen bietet es sich an, diese Szene als Meta-Kommentar zu ihrem Erzählverfahren zu verstehen, mit dem die Erzählinstanz ein Neudenken von Mensch-Tier-Beziehungen erprobt und eine Neupositionierung des traditionell von *außen* die Natur betrachtenden und bestimmenden Menschen zugunsten einer artenübergreifenden, emphatisch-einfühlenden Perspektive vorschlägt, die (zumindest in der Fiktion) zur Auflösung der anthropologischen Differenz führt.

### **3.2 Begegnungen auf Augenhöhe. Mara-Daria Cojocarus „Minima Anthropophilia“ (2021) als Bestimmung gelungener Mensch-Tier-Beziehungen**

In Mara-Daria Cojocarus Gedichtsammlung mit dem für die Thematik poetischer Taxonomien einschlägigen Titel *Buch der Bestimmungen* (2021) spielen Reflexionen über die taxonomische Stellung des Menschen im Gefüge seiner Umwelt eine zentrale Rolle. Der erste Zyklus des Bandes, der den Titel „Minima Anthropophilia“<sup>47</sup> trägt, greift in poetisch-spielerischer Absicht die naturwissenschaftliche Textgattung des Verhaltensbeobachtungsprotokolls auf, um konkrete Begegnungen zwischen tierlichen sogenannten Kulturfolgern und einem artikulierten Ich im urbanen Raum literarisiert zu inszenieren, die sich jenseits des biologisch-taxonomischen Machtverhältnisses einer verifizierbaren Bestimmung der Spezies durch den Menschen ereignen.

Dass die Gedichtgruppe ein ethisches Anliegen verfolgt, wird bereits im Titel deutlich. Denn „Minima Anthropophilia“ ist unverkennbar eine intertextuelle Anspielung an Theodor W. Adornos ethisch-aphoristische Schrift *Minima Moralia – Reflexionen aus dem beschädigten Leben* (1951), in der es sein erklärter Vorsatz ist, Inhalte

---

47 Mara-Daria Cojocaru: *Buch der Bestimmungen. Gedichte*. Frankfurt a.M. 2021, S. 7–22. Im Folgenden werden alle Zitate aus Cojocarus *Buch der Bestimmungen* unter Verwendung der Sigle BB, gefolgt von der Seitenzahl, nachgewiesen. Alle Zitate folgen der Ausgabe Cojocaru 2021.

der Philosophie „von subjektiver Erfahrung her darzustellen“<sup>48</sup> – sich also dezidiert von der abstrakt-analytisch agierenden Philosophie abzuwenden. Und so bezeichnet auch der Vorsatz „Minima“ („Klein[ste]“) diesen Anspruch auf formaler Ebene: nicht eine universell-systematische, sondern eine persönliche, bruchstückhafte, gar widersprüchliche Philosophie des guten Lebens vorzulegen, die der historischen Zeit nur wenige Jahre nach dem nationalsozialistischen Terror und dem entfremdeten Leben unter kapitalistischen Produktionsbedingungen entspricht.<sup>49</sup> Bei Cojocarú wird dieser Ansatz zunächst auf formaler Ebene zum erneuerten poetologischen Programm einer ins Hermetische und Bruchstückhafte tendierenden Lyrik, die ebenso wie die *Minima Moralia* subjektive sowie anekdotisch-autofiktionale, bei Cojocarú aber auch dem Genre des Nature Writing verwandte Züge trägt.<sup>50</sup> Eine weitere Parallele liegt in der sprach- und machtkritischen Orientierung der philosophischen Untersuchung und der Gedichte. So plädiert Adorno in seinen ethischen Schriften laut Martin Seel dafür, „über dem begrifflich Bestimmbaren nicht das Unbestimmte [...] zu vergessen“ und damit auf moralischer Ebene „[d]ie Achtung und Beachtung des Individuellen“, auch des eigenen historisch situierten Lebens, als Kern des Nachdenkens über das gute Leben auszuweisen,<sup>51</sup> das in einem zweckfreien und gewaltfreien Miteinander bestehen sollte.<sup>52</sup> Es gebe im durch zweckrationale Verhältnisse organisierten Alltag in Gesellschaften westlich-kapitalistischen Typs durchaus noch Spuren dieses Miteinanders, „von denen her die Möglichkeit eines anderen gesellschaftlichen Zustands als wenigstens denkbar erscheint“<sup>53</sup>. Diesen utopischen Anspruch überträgt die Lyrikerin und praktische Philosophin Cojocarú mit ihren Gedichten auf das Feld der Mensch-Tier-Beziehungen der Gegenwart des 21. Jahrhunderts:<sup>54</sup> In den individuellen, alltäglichen Begegnungen zwischen Mensch und Tier inszeniert sie Formen eines informierten, jedoch nicht-instrumentell und nicht-hierarchisch organisierten Miteinanders jenseits der systematischen Beschreibung und Bestimmung von Arten und dem diesem Paradigma zugrundeliegenden hierarchischen Verhältnis zum Gegenüber – das jedoch ob der gewählten Form des Protokolls zur Verhaltensbeobachtung als Folie aufgerufen und somit poetisch-spielerisch subvertiert wird.

Die inszenierten Begegnungen beschränken sich dabei auf die Gruppe der tierlichen Kulturfolger, also Tiere, die Menschen in städtische Gebiete nachfolgen, da sie aus dem Zusammenleben in der urbanen Kulturlandschaft spezifische Vorteile, z.B. in der

48 Theodor W. Adorno: *Gesammelte Schriften*. Bd. 4: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben* [1951]. Hrsg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt a.M. 1980, S. 17.

49 Vgl. Martin Seel: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. In: *Schlüsseltexte der kritischen Theorie*. E-Book. Hrsg. von Axel Honneth. Wiesbaden 2006, S. 34–37, hier S. 34.

50 Vgl. zum Nature Writing Ludwig Fischer: *Natur im Sinn. Naturwahrnehmung und Literatur*. Berlin 2019. Fischer geht argumentativ sogar so weit, den realen Erfahrungsgehalt, verbürgt durch die Autorin, zum Kriterium für das Genre zu erheben. Grundsätzlich ist zumindest inszenierte Subjektivität sowie die Präsentation erkennbarer, historisch und spatial situierter (Natur-)Räume kennzeichnend für das Nature Writing. Im Aufgreifen der Textgattung Beobachtungsprotokoll, das eine vorgeblich reale Beobachtungssituation und deren poetische Dokumentation durch ein Ich inszeniert, erfüllen die Gedichte diese Kriterien.

51 Seel: *Minima Moralia*, S. 34.

52 Ebd., S. 35.

53 Ebd.

54 Vgl. zu Mara-Daria Cojocarú philosophischen Arbeit ihr kürzlich erschienenes Buch, das aus pragmatischer Perspektive für eine Ethik plädiert, die Emotionen in das Nachdenken über eine gelungene Gestaltung von Mensch-Tier-Beziehungen einzubeziehen vermag: Mara-Daria Cojocarú: *Menschen und andere Tiere. Plädoyer für eine leidenschaftliche Ethik*. Darmstadt 2021.

Nahrungs- oder Nistplatzsuche, erlangen.<sup>55</sup> Die Sprecherin begegnet an insgesamt elf Tagen – im Zeitraum zwischen dem 8.6.2019 und dem 29.7.2020 in europäischen Städten, namentlich Wien, München, London sowie Margate bei London – Dohle, Rotfuchs (2x), Dachs, Graureiher, Hausmaus, Möwe, Grünspecht, Buchsbaumzünslerin, Karpfenfisch und Zwergfledermaus. Da der Zyklus einen Begriff der Parasitologie als Zusatz trägt – „Anthropophilia“ bezeichnet die Vorliebe eines Parasiten oder Dermatophyten für den Menschen –,<sup>56</sup> wird einerseits ein zugewandtes Verhältnis dieser Tiere zu ihren ‚Wirt:innen‘ unterstellt. Andererseits ist das Auftreten anthropophiler bzw. synanthroper Arten im urbanen Raum – in Abgrenzung zu den sogenannten domestizierten Arten – Folge der Verdrängung dieser einstmals ‚wild‘ lebenden Tiere aus ihren ursprünglichen Habitaten, etwa aufgrund von Pestizideinsatz oder monokultureller Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Flächen. Ihr Erscheinen in den Städten weist somit gleichzeitig auf das instrumentell-ausbeuterische Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt im „Kapitalozän“<sup>57</sup>. Darüber hinaus deutet die Wahl der Kulturfolger als poetisches Sujet und die Art ihrer Inszenierung auf die räumliche Auflösung der Grenzen zwischen Kultur und Natur und somit auf die probeweise Subversion der durch das taxonomische System gezogenen Grenzen und etablierten Hierarchien zwischen Mensch und Tier im Medium der Lyrik. So wird weniger eine Rückeroberung des Stadtraums durch die nicht-menschliche Natur und damit eine Umkehrung der Mensch-Tier-Hierarchie inszeniert, wie sie beispielsweise Esther Kinsky in ihren von der Natur neu belebten, ursprünglich von Menschen verlassenen Parks oder Marion Poschmann in brachliegenden, von Ruderalvegetation überzogenen und von Tieren bewohnten Industrieanlagen entwerfen.<sup>58</sup> Vielmehr entsteht im utopischen Raum der Fiktion ein hierarchiefreies Miteinander und Nebeneinander der verschiedenen Stadtbewohner:innen, die wie auf dem foucaultschen Operationstisch des Denkens anders und auf neuartige Weise zusammengebracht werden. Wie zu sehen sein wird, findet die Begegnung zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Wesen dabei durchaus auf Augenhöhe statt, was sich in den inszenierten Blickbeziehungen ebenso wie den damit verbundenen Wissens- und Machtordnungen manifestiert.

Entworfen als ‚lyrische Verhaltensbeobachtungsprotokolle‘ enthalten die Gedichte einen Protokollkopf, auf dem „Notiz zu“ und daraufhin der exakte lateinische Arname des beobachteten Tieres gemäß der binären Nomenklatur – in einem vorgängigen Akt der biologischen Bestimmung (!) – vermerkt sind. Zudem ist der Breiten- und Längengrad der Begegnung protokolliert, ebenso wie Datum, Uhrzeit, Stadt und Stadtteil. Damit rufen die Gedichte den exakt bestimmenden und hierarchisierenden Blick der systematischen Biologie als Folie auf, vor der die Gedichte zu lesen sind. Nur ein Mal findet sich bereits im Protokollkopf ein Zusatz, der ihn poetisch verfremdet, indem er ihn mit subjektiven Wahrnehmungen über den Begegnungsraum anreichert, wenn es in der „Notiz zu *Picus viridis*“ heißt: „London, Hampstead Heath | Nahe abgesägter Baum, der da schon

55 Vgl. Matthias Schaefer: Kulturfolger [Art.]. In: *Wörterbuch der Ökologie*. E-Book. Hrsg. von dems. Neu bearb. und erw. 5. Aufl. Heidelberg 2012, S. 153.

56 Vgl. N.N.: anthropophilous [Art.]. In: *Online Dictionary of Invertebrate Zoology: Complete Work*. Hrsg. von Mary Ann Maggenti/Arman R. Maggenti/Scott Lyell Gardner. <https://doi.org/10.13014/K2DR2SN5> (27.7.2022).

57 Vgl. Jason W. Moore (Hrsg.): *Anthropocene or Capitalocene? Nature, History and the Crisis of Capitalism*. Oakland, CA 2016.

58 Vgl. Esther Kinsky: *Naturschutzgebiet. Gedichte und Fotografien*. Berlin 2013; Marion Poschmann: *Hundenovelle*. Frankfurt a.M. 2008.

lange liegt“ (BB 19). Das biologisch-systematische Studium tierlichen Verhaltens dient neben anderen wissenschaftlichen Zielen dem „Verständnis grundlegender biologischer Prozesse, wie der Entwicklung und Selektion von Merkmalen“<sup>59</sup> einzelner Arten und damit auch ihrer Unterscheidung und Klassifikation im Sinne der Taxonomie. Anders als es die Adaption der Textgattung des Beobachtungsprotokolls nahelegt, dessen Beschreibungen von Wahrnehmungen naturwissenschaftlichen Standards gemäß „deskriptiv und verifizierbar“<sup>60</sup> sein müssen, etwa um die eindeutige Unterscheidung von Arten zu ermöglichen, sind die Gedichte Cojocarus durchzogen von subjektiven Anteilen in der menschlichen Wahrnehmung und Darstellung des Tieres, von Reflexionen emotionaler oder ethischer Art, Erinnerungsfragmenten, Beschreibungen affektiver Zustände der Sprecherin usw.

Es seien nachfolgend in aller gebotenen Kürze anhand ausgewählter Textauszüge einige zentrale Mechanismen der Dekonstruktion des schon in den Protokollköpfen aufgerufenen taxonomischen Paradigmas in Cojocarus Gedichten demonstriert. Zunächst inszenieren die Gedichte wiederholt emphatische Momente des Wiedererkennens der menschlichen Sprecherin in den beobachteten Tieren – eine Art der Projektion und Anthropomorphisierung tierlichen Verhaltens, die für ein wissenschaftliches Beobachtungsprotokoll gänzlich unzulässig ist.<sup>61</sup> Die Beschreibung des Sterbens einer Buchsbaumzünslerin (wohl durch Insektenvernichtungsmittel<sup>62</sup>) wird etwa zum Anlass für Analogiebildungen: „Denn jetzt stirbt die Buchsbaumzünslerin | In meinem Rücken. Ich bin mir sicher | Es ist ein Weibchen, auch ich | Liege grad: am Boden, im Sterben, oder Werden, oder | Wie man das nennt“ (BB 20). Begegnet die Sprecherin hier einem Insekt, das aufgrund seiner Ernährungsgewohnheiten oft als ‚Schädling‘ betrachtet wird, und daher durch Insektizide bekämpft wird – Symptom eines hierarchischen Verhältnisses der Arten mit dem Menschen an der Spitze – steht in der persönlichen Begegnung innerhalb des Gedichts dennoch die *geteilte* Vulnerabilität im Zentrum. Das buchstäbliche Am-Boden-Liegen der Sprecherin als Anerkennung ihrer materiell-sterblichen Natur verweist nicht nur metaphorisch auf die unhintergehbare Einbettung des Menschen „in die dynamische Materialität planetaren Lebens“, sondern ebenso auf die politische Dimension „fragile[r] Interrelationalität und Interdependenz menschlichen und tierlichen Lebens auf einem geteilten Planeten“.<sup>63</sup> Denn das anthropogen verursachte Insektensterben – durch die Insektizide, die zur Bekämpfung der sich rasch verbreitenden invasiven Art eingesetzt werden, sterben oftmals auch andere Insekten, etwa Bienen und Schmetterlinge – betrifft in letzter Konsequenz auch menschliches Überleben. In einer Demuts- und Wiedererkennungsgeste dekonstruiert die Sprecherin das scheidende und klassifizierende Verhältnis zur nicht-menschlichen Umwelt, das den traditionell als aufrecht und vernunftbegabt konstruierten Menschen an der Spitze der Hierarchie verortet. Es wird ersetzt nicht nur durch die Anerkennung der eigenen Kreatürlichkeit, deren egalitäre Konsequenz für das taxonomische System Linné noch zu überwinden suchte,

<sup>59</sup> Marc Naguib/Tobias E. Krause: *Methoden der Verhaltensbiologie*. Berlin 2020, S. 2.

<sup>60</sup> Vgl. ebd., S. 36.

<sup>61</sup> Vgl. ebd., S. 7 f.

<sup>62</sup> Darauf deuten die anschließenden Verse: „Er hatte noch gesagt | Was bei Insekten so abgeht | Sei völlig grausam“.

<sup>63</sup> Dominik Ohrem: (In)VulnerAbilities. Postanthropozentrische Perspektiven auf Verwundbarkeit, Handlungsmacht und die Ontologie des Körpers. In: *Das Handeln der Tiere. Tierliche Agency im Fokus der Human-Animal-Studies*. Hrsg. von Sven Wirth [u.a.]. Bielefeld 2015, S. 67–91, hier S. 68.

sondern ebenso durch einen affizierten und betroffenen – statt rational unterscheidenden – Blick auf die anderen Tiere, deren vergängliches Schicksal der Mensch teilt.

Dennoch kommt in den protokollierten Begegnungen mit den tierlichen Stadtbewohner:innen bei aller Empathie und Faszination, die die Sprecherin offenbart, eine unüberwindbare Distanz zwischen den Spezies zum Ausdruck, die im Nichtvollzug bestimmter sprachlicher Äußerungen als Wahrung des Unbestimmbaren im tierlichen Gegenüber gedeutet werden kann. Deutlich wird dies in der „Notiz zu *Vulpes vulpes*“ (BB 10). Darin protokolliert das Ich deutlich poetisch überhöht das plötzliche Auftauchen eines Rotfuchses in Lissenden Gardens in London, wo es scheinbar mit seinem Hund spaziert: „Dann geht die Sonne auf | Natürlich ist das berechnend | Der Fuchs stemmt sich dagegen | Flutscht zwischen Tag und Nacht | Und unterm Zaun hindurch, vor dem wir | Stehen“ (ebd.). Auch schreibt die Sprecherin in nahezu fantastischer Manier dem Fuchs zu, mit der plötzlich auftauchenden Katze sprachlich zu kommunizieren – und doch verharrt der Diskurs ansonsten auf Ebene der wahrnehmbaren Phänomene dieser sonderbaren Begegnung. Wie probeweise erfolgt zwar eine biologische Bestimmung des Fuchses, diese wird jedoch zugleich wieder unterlaufen, indem durch Einsatz von Enjambements spielerisch die Artzugehörigkeiten von Mensch und Tier fraglich werden, denn die Verse: „Er gehört zur Familie der Hunde | Genau wie ich | Zu der der Menschen“ (ebd.), offeriert zwei Lesarten, die einerseits die Sprecherin spielerisch ebenso wie den Rotfuchs der Familie der Hunde zuordnet und sodann korrekterweise derjenigen der Menschen. Letztlich führt das lyrische Protokoll die grundsätzliche Einteilung von Arten ad absurdum, indem eine weitere unmögliche und absurde Familie von „Menschen | Die gerne in der Vorstadt leben | Also nicht sehr gerne“ (ebd.) kreierte wird – darin der chinesischen Taxonomie bei Foucault und Borges vergleichbar. Performativ offenbart so das zweite Gedicht des Zyklus, was die Texte des *Buchs der Bestimmungen* nicht tun: Sie liefern keine beschreibende Bestimmung sowie unterscheidende und hierarchisierende Einteilung von Arten. Diese wird in der „Notiz zu *Vulpes vulpes*“ ersetzt durch die Beschreibung der äußerlichen Begebenheiten des zwischen Mensch, Katze, Fuchs und Hund geteilten flüchtigen Moments, dessen Ereignishaftigkeit nur angedeutet, aber ebenfalls nicht definit ‚bestimmt‘ wird: „Die Zeit ist stehengeblieben | Ich helfe ihr über die Straße | Die Sonne scheint und alle | Bis auf meinen Hund | Tun so, als sei nichts gewesen“ (ebd.). Damit erscheint dieses lyrische Protokoll wie eine Inszenierung des kontemplativen Blicks, den Adorno in seinen *Minima Moralia* beschreibt:

Der lange, kontemplative Blick jedoch, dem Menschen und Dinge erst sich entfalten, ist immer der, in dem der Drang zum Objekt gebrochen, reflektiert ist. Gewaltlose Beobachtung, von der alles Glück der Wahrheit kommt, ist gebunden daran, daß der Betrachtende nicht das Objekt sich einverleibt: Nähe an Distanz.<sup>64</sup>

Was in Cojocarus Gedichten bestimmt wird, sind also nicht die voneinander geschiedenen sowie über- und untergeordneten Arten, sondern individuell bedeutsame und zweckfreie Begegnungen zwischen Menschen und „andere[n] Tiere[n]“ (BB 104).

Neben dem wiederkehrend poetisch ausgeloteten Spannungsfeld zwischen Einfühlung und Distanz, Verwandtschaft und Fremdheit in der Begegnung, spielen auch Fragen der Erkenntnis eine bedeutende Rolle in den „*Minima Anthropophilia*“. Im ersten Gedicht der Gruppe „Notiz zu *Corvus monedula*“ (BB 9) erfolgt eine deutliche Umkehrung

---

64 Adorno: *Minima Moralia*, S. 89.

des beobachtenden und systematisierenden Blicks und damit eine Inversion in der Mensch-Tier-Bestimmungshierarchie. Während die Protokollantin berichtet, mit einer „alten Dame“ über die Überlegenheit von Schwarmintelligenz zu diskutieren („Sie sagt, wenn wir Schwarm wären | Dann wären die Möglichkeiten unserer | Erkenntnis unermesslich“ (ebd.)), scheint eine Dohle die beiden Frauen zu beobachten: „Aber sehen Sie. Da (*daw*). Der Dohle | Liegt etwas auf der Zunge. Wir sind | Nicht mehr allein in unseren Städten | Sie studieren uns. Sie nicken leicht“ (ebd.). Indem der anthropophilen Dohle ein systematisches Interesse am Menschen unterstellt wird, die genauen Inhalte dieses Interesses jedoch unbestimmt bleiben, wird die Option einer vom menschlich-systematischen Zugriff zu unterscheidenden Wissensordnung anerkannt, die sich dem menschlichen Erkenntnisvermögen grundsätzlich entzieht. Gleichzeitig stellen die letzten Verse in einer selbstreferenziellen und spielerischen Geste die gewählte Form des Beobachtungsprotokolls, dessen Zweck es ja ist, als Mensch das Verhalten der Tiere zu studieren und möglichst systematisch zu notieren, in seiner Anthropozentrik aus. Die Bestimmung erfolgt, zumindest im (utopischen) Medium des Gedichts, beiderseitig. Trotzdem geben die Protokolle die menschliche Position der Sprecherin nie auf, nicht-menschlichen Wesen wird keine Ich-Perspektive zugestanden, wie es beispielsweise in einigen Gedichten im Werk Silke Scheuermanns der Fall ist.<sup>65</sup> Damit reflektieren sie auf produktive Weise die Beschränktheiten und Aporien des menschlichen Weltzugriffs auf formaler wie diskursiver Ebene und umgehen so die Gefahren anthropomorphisierender Schreibweisen. Am Ende bleibt die Begegnung des Menschen mit der ihn studierenden Dohle im Raum der poetischen Fiktion zwar möglich, doch unbestimmt.

Wie unser Beitrag gezeigt hat, besteht die Leistung poetischer Taxonomien in den besprochenen Beispielen in der Auflösung etablierter Ordnungs- und Wissenssysteme im Modus der Fiktion. Die Literatur kann Räume stiften, in denen sich scheinbar kategorial Unvereinbares im Modus der Sprache begegnet und epistemologische Grenzen hinterfragbar werden. So unterminieren poetische Taxonomien bei Rاندl und Cojocar konventionalisierte kulturelle Codes und Wissenssysteme, wie sie schon Linnés Klassifizierung des Menschen steuerten, lösen sie probeweise auf und machen andere ökologische Ordnungen denkbar. Die Texte führen so beispielhaft das Potenzial poetischer Taxonomien vor, Ambivalenzen und Uneindeutigkeiten auszustellen und durch ihre poetischen Bestimmungen sowie durch inszenierte Begegnungen bestehende (anthropozentrische) Hierarchien zu hinterfragen.

**65** Vgl. Silke Scheuermann: Flora [Gedichtzyklus]. In: Dies.: *Skizze vom Gras. Gedichte*. Frankfurt a.M. 2015, S. 41–54. In den Gedichten dieser Gruppe sind die inszenierten Sprecher:innen verschiedene Pflanzenarten sowie die Göttin Flora. Vgl. dazu Evi Zemanek: Durch die Blume. Das florale Rollengedichte als Medium einer biozentrischen Poetik in Silke Scheuermanns „Skizze vom Gras“ (2014) In: *ZfG* 2018, H. 2, S. 290–309. Darin wendet Zemanek ein, dass Scheuermanns Rollengedichte „menschliches Sprechen und Denken zwar kritisieren“, es jedoch „kaum zu transzendieren“ vermögen und damit einer „Anthropomorphisierung“ der Pflanzen kaum „entgehen“ (ebd., S. 305).

